

## ..... die Morgenpirsch

Es ist nicht mehr dunkel genug um die Pracht des Firmaments zu bewundern , aber auch nicht hell genug, um bereits fixe Konturen in der Ferne ausnehmen zu könne. Der Übergang zwischen Himmel und Erde ist lediglich ein heller Streifen am Horizont.

Eine stetige, unangenehm kühle Brise weht von Westen.

Um diese Zeit, früh am Morgen, im ersten Grau des Tages, strebt der Alte zur Forststraße am Steinberg.

Er hat sich vorgenommen den Morgen und vielleicht auch den frühen Vormittag pirschend im Revier zu verbringen.

Von allen Arten zu Jagen, ist die Pirsch jene, die nicht nur jeder Nimrod schätzt , sondern auch jene, die dem Ursprung der Jagd am nächsten kommt.

Die Ursache liegt in der Strategie der Pirsch, die sich darauf beschränkt, gegen den Wind, möglichst lautlos und mit offenen Blick - eben zu pirschen.

Wie kompliziert ist dagegen die Strategie des Treibens und Riegels.

Muß man doch dabei eine sehr ausgeprägte Kenntnis des Revieres besitzen und genau wissen, in welche Regionen das Wild in der Regel flüchten wird, um erfolgreich zu sein.

Nach Einteilung der Treiber und Schützen, sollten die einzelnen Triebe so erfolgen, daß die flüchtenden und nicht gestreckten Stücke im nächsten und dann wiederum im übernächsten Trieb landen, daß schlußendlich, im letzten Trieb noch einmal alles jagdbare Wild die Schützenkette anläuft, um es zur Strecke bringen zu können.

Oder im Vergleich die Strategie des Ansitzens, die wiewohl verlangt, daß durch genaues Spuren und Bestätigung des Wildes jener Ansitz gewählt wird, der den sichersten Jagderfolg verspricht.

Wenn dann nach mehr oder wenig längerem Ausharren kein Anlauf erfolgt, vergrämt dies den Jäger, verleitet ihm zur Unruhe, er verliert die Konzentration, schläft eventuell weg und verpaßt so unter Umständen die beste Gelegenheit, dem

doch noch anwechselnden Wild die Kugel anzutragen.

All das ist bei der Pirsch ausgeschlossen. Der Jäger bewegt sich in sicherer Deckung gegen den Wind und versucht das Wild eher auszumachen als dieses ihm wahrnehmen kann.

Das Wild selbst, hat die Möglichkeit soferne es den Jäger eher bemerkt, hochzuwerden oder abzuspringen.

Doch so einfach die Strategie ist, so schwierig ist die Ausführung. Nur äußerste Ruhe und Konzentration führt zum Ziel.

Der Jäger muß die Umgebung ganz genau und immer wieder im Auge behalten. Sein Blick darf nicht starr gerade aus gerichtet sein, sondern er muß das gesamte Umfeld beobachten. Nur so ist es im möglich, zwischen den Blattlücken des Unterwuchses die unrythmische Kaubewegungen eines niedergetanen Bockes beim Nachdrücken zu registrieren. Manchmal zuckt das Stück auch für einen Sekundebruchteil mit dem Lauscher, sei es um ein Insekt abzuwehren oder einfach in einer nervösen Bewegung.

Leichter ist es da freilich, wenn das Stück hochwird, entweder es hat ungewöhnliches vernommen oder sein Instinkt störte seine Ruhe.

Wie immer es auch sei, der Reiz der Pirsch ist unbestritten denn dieser besteht ja gerade darin, daß das Pirschen immer unvorhersehbar abläuft. Das Aufeinandertreffen zweier Systeme von Instinkten beeinflusst und prägt, keine andere Art zu jagen so sehr, wie die Pirsch.

Auf der einen Seite das Wildtier in der stetigen Erwartung eines Angriffs durch den Jäger, auf der anderen Position der Jäger, der sich freiwillig die Schranke, die das Entkommen des Wildes ermöglicht, auferlegt, um seinem Begriff der Weidgerechtigkeit gerecht zu werden.

Trotzdem steht er im inneren Zwiespalt, da nur eine erfolgreiche Jagd, ihm wirkliche Befriedigung bringt. Doch erfolgreich jagen, heißt töten.

Von der Ethik her ist da die Pirsch gerade richtig, weil im Augenblick, wo der Jäger die Kugel anträgt oder das Blei versendet, das beschossene Wild alle Chancen hatte, entkommen zu können. Nur die Tüchtigkeit des Pirschenden, seine Anpassung

an die Situation, sein Einsickern in die natürliche Umgebung, setzen ihm an die Stelle des Raubtieres, wenn er schließlich erfolgreich war.

Ein weiterer Umstand ist, daß der Pirschende nicht weiß, was am Ende der Fährte seine Strecke sein wird. Hier ist vom Kapitalen bis zum Raubwild alles möglich.

Doch die Pirsch beginnt nicht, wenn der Jäger abseits des normalen Weges den Wald oder den Rain betritt, weit gefehlt. Die wahre Pirsch beginnt mit der ersten erspähten Bewegung des Wildes, wenn die Kontraktion der Nerven und des Kreislaufes, ähnlich den Symptomen des Erschreckens, den Pirschenden zum wachen Menschen machen.

Dieser Reflex, das fossile Überbleibsel eines Instinktes als der Mensch noch Raubtier war, löst zum Unterschied vom Schrecken keine Angst aus, sondern leitet das automatisch richtige Verhalten zur Verfolgung des erspähten Wildes ein.

Unterschwellige Instinkte summieren sich und der Mensch wird zum Jäger, tut den Schritt zurück aus seiner Zivilisation, wird eins mit der Natur die ihm zurückholte, gerade so, wie sie verfallene Gemäuer überwuchert und mit neuem Leben füllt.

... langsam wird es heller, man kann auf vierzig Schritte voraus schon Konturen unterscheiden. Die Welt beginnt dreidimensional zu werden. Der Gesang der Vögel setzt zaghaft ein und schwillt mehr und mehr zum Crescendo an.

Der alte Jäger verharrt am Wechsel und lauscht angestrengt nach vorne, das Auge verweilt niemals an einem Punkt, sondern versucht, soviel als möglich das Umfeld zu beobachten.

Immer bereit, die Waffe anzulegen und die Kugel fliegen zu lassen.

Da, dort hinter den alten Buchen zieht eine Schmale vorsichtig aus. Zögernd, immer wieder den Fang in den Wind richtend, taucht sie zwischen den Baumlücken auf. Doch niemals steht sie so frei, das man zum Schuß kommt. Plötzlich bleibt der Anblick aus.

Unsicher, ob sie weitergezogen ist oder sich hinter einem starken Stamm niedergelassen hat, verharrt der Alte auf seinem Platz. Doch schon meldet sich leise Ungeduld an.

Während er hier steht, kann in engster Entfernung ein gutes Stück vorüberziehen.

So entschließt er sich, die Deckung zu verlassen.

Kaum hat er zwei Schritte getan, meldet ein Eichelhäher der lautlos angefliegen war.

Die Schmale die nur hinter einem starken Stamm geäst hatte, wirft auf und springt unter lautem Schrecken ab.

Der Alte entspannt sich, schultert das Gewehr und pirscht vorsichtig weiter.

Ein wenig später unmittelbar rechts von ihm eine rasche Bewegung im Unterwuchs. Sofort erstarrt er und löst vorsichtig die Büchse von der Schulter.

Da, wieder, aus der Deckung schnürt ein Fuchs, ohne den Jäger zu bemerken.



Damit nähern wir uns dem Ende der jagdlichen Szene. Dieses Ende, die Schlußszene ist in seiner häufigsten und natürlichsten Form, der Tod.

Nun ist der Tod, besonders der absichtlich herbeigeführte immer etwas Schreckerregendes, oder müßte es wenigstens sein.

Der Jäger müht sich nicht nur in Tal und Fels ab, hegt und pflegt das Wild, sondern letzten Endes tötet er. Der Jäger bringt den Tod.

Doch ausschlaggebend ist wie er das tut.

Die meisten Menschen, können einem mittelmäßigen Stierkampf nichts abgewinnen, sie können ihn nicht verstehen, weil sie niemals einen wirklich guten gesehen haben.

Der Arzt als Kurpfuscher kann nur bestehen, weil es auch hervorragende Ärzte gibt. So ist es auch mit dem Jäger.

Wenn es so viele schlechte und mittelmäßige gibt, so darum, weil es auch einige hervorragende gibt.

Dieses Ethos, die Jagd zu empfinden, aufzufassen und auszuüben, entspricht einer präzisen Linie, und das ist es, daß den wirklich guten Jäger ausmacht.

Alles das betrifft diese letzte und unwiderrufliche Entscheidung, die das Fell des Tieres mit Blut befleckt, und den Körper, der wundervolle Bewegung war, im Tode paralyisiert.

Doch dann, in diesem letzten Moment der Entscheidung, wo der Jäger dem Tier näher ist, als jeder andere Mensch, überkommt ihm der Drang, die Jagd zu vollenden, das Tier zu besitzen.

Wie anders sollte er das tun, als es zu töten.

Erst wenn er die Kugel fliegen läßt und nach der Nachsuche vor dem gesteckten Stück steht, kann er seinen Geist vom Drang der Instinkte befreien, der ihm gefangen hält.

Erst dann wird er wieder ruhig und gelassen sein und kann, für kurze Zeit dem Drang widerstehen, weiterzujagen.

Doch schon die nächste Bewegung, das nächste Geräusch, spannt die Sinne und fordert ihm aufs Neue.

Immer dann wenn sich jagdbares Wild in der richtigen Entfernung zeigt, das im nächsten Augenblick wieder verschwunden sein kann und sehr wahrscheinlich wird sich dann keines mehr zeigen, dann wird er wieder die Gunst des Augenblickes nutzen und.....

... jetzt steht der Fuchs frei, all seine Sinne sind zum Sprung auf die Beute konzentriert, er duckt sich ab, sein Körper spannt sich.... Da spürt der Jäger den Rückschlag an der Schulter, das Blei fasst den Fuchs, der im Gras des Waldbodens untergeht.

Dann, Stille, kein Rascheln, kein Knacken, selbst der Gesang der Vögel verstummt. Die Natur wirkt wie gelähmt und nur zaghaft setzen da und dort die Vogelstimmen wieder ein.

Die Natur atmet auf, die Bedrohung ist an allen anderen vorübergegangen, das Leben geht wieder seinen gewohnten Gang.

Als der alte Jäger denn Wald verläßt, scheint die Sonne bereits vom Himmel, der Tau glitzert in den Wiesen und das Konzert der Vögel übertönt ringsum alle anderen Geräusche.

Kein Trauergesang, keine Erinnerungen begleiten das Ereignis. Die Allmacht der Zeit hat den Vorfall bereits vergessen.

Nur der Mensch, der auch Jäger ist, fragt sich ob er im Recht war, ob er töten durfte, ob der Schuß richtig war. Er wird immer im Zweifel sein, trotzdem wird er es wieder und wieder tun. Denn der Mensch als Jäger fand zurück zur Natur, sie nahm ihm auf und seine Instinkte befolgen die uralten Gesetze der Wildbahn.

Doch weil er gleichzeitig auch Mensch ist, ein Wesen, daß gezwungen ist zu denken, muß er sich mit dem Geschehen auseinander setzen um sich, vor sich selbst, für seine Handlungen verantworten.

Seine Seele und seine Ethik gebieten es ihm, wenn er in die Zivilisation zurückkehrt.